

(Nachdruck verboten.)

26]

Der Bauernführer.

Roman von Franz Kahler.

Die beiden Liebenden, die diese Abmachungen mit einer letzten zärtlichen Umarmung und leidenschaftlichen Küssen besiegelt hatten, waren eben im Begriffe, der Thür des Pavillons zuzuschreiten, als ein Geräusch von dieser Richtung her beide zusammenschrecken ließ. Ganz deutlich vernahmen sie trotz des tobenden Unwetters das Geräusch näher kommender Schritte und im nächsten Augenblicke schon ein nervöses Klappern am Schloß der Thür, wie wenn jemand einen Schlüssel in die Öffnung zu stecken versuche.

Blitzschnell hatte Hedwig den Geliebten nach der zum Gewächshause führenden Thür hingezogen. Beide hatten kaum Zeit, in den schmalen Vorraum zu treten, der zwischen dem Pavillon und jenem lag, als der Schlüssel sich kreischend im Schloß drehte, und die Thür geöffnet wurde.

Sie war kaum wieder ins Schloß gefallen, als zischend ein Bündel Holz aufflamte, aber so rasch wieder verlösch, daß Thal, der durch eine Thürspalte schaute, nichts als die ungewissen Umrisse einer männlichen und weiblichen Gestalt erkennen konnte. Gleich darauf blitzte ein neues Bündel Holz auf und Tesmer, dies war die männliche Gestalt, zündete eine in der Mitte des Pavillons hängende Ampel an. In demselben Augenblicke warf auch die weibliche Gestalt ihr Kopftuch und ihren Mantel ab, und Thal erkannte seine Frau.

Sein erster Gedanke war, daß beide durch einen Zufall seinen und Hedwigs Aufenthalt in diesem Raume erfahren hatten und gekommen seien, sie zu überraschen. Kaum hörbar flüsterte er Hedwig zu: „Dein Vater und Lucie.“ Die Geliebte drohte umzusinken; mit festem Griff preßte er die Weibende an sich.

Zu Thal's größtem Erstaunen setzte sich Tesmer, der ebenfalls rasch Mantel und Hut abgelegt hatte, gemächlich auf einen Sessel, während Lucie nach der Thür ging und diese von innen verschloß.

„Ich glaubte, Du wolltest mich nur einige Augenblicke sprechen, liebes Kind? So sagtest Du wenigstens,“ begann Tesmer das Gespräch. „Wozu diese feierliche Verbarrikadierung der Thür?“

„Du weißt, ich liebe diese Vorsicht,“ entgegnete Lucie, den Schlüssel auf die Spiegellinse legend und dann einige Sekunden vor dem Glase ihre Haare für ordnend.

„Außerdem kann Dein Mann jeden Augenblick kommen, Dich in der Villa abzuholen; also rasch, was giebt's?“

„Mein Mann hat heute viel zu thun, wie er mir sagte; ich habe ihm daher bedeutet, daß ich nun diese Zeit schon zu Hause bin. Von Rosa habe ich mich schon verabschiedet; sie glaubt mich auf dem Wege nach Hause, und Du bist ja angeblich im Komptoir der Fabrik. Wer sollte uns also vermissen?“

Lucie hatte sich gelassen auf den Divan im Hintergrunde gesetzt und schien Tesmer's weitere Fragen abzuwarten.

„Das mag alles sein,“ entgegnete Tesmer hastig, „doch nun sprich! Was giebt's, daß Du es mit diesem Kleideputz so eilig hast? Du brauchst wieder Geld? Nicht wahr?“

„Allerdings, nur einige Kleinigkeiten. Die Schneiderin drängt und dann zwei Pariser und Berliner Rechnungen, die zu begleichen sind. Ganze 2000 Mark, lieber Alexander.“

„2000 Mark? Na höre, eine schöne Kleinigkeit, nachdem ich Dir vor zwei Monaten erst 3000 zum gleichen Zwecke gegeben habe! Deine Lieferanten müssen ja reiche Leute werden.“

„Du schlägst es mir ab? Gut, dann muß ich mich an meinen Mann wenden, denn die Leute dringen auf Bezahlung!“

„Von Abschlagen ist keine Rede, Kind! Aber Du mußt doch vernünftig sein und das Geld nicht zum Fenster hinauswerfen. Du sollst Dich putzen, gewiß; aber dieser übertriebene Luxus, wohin soll das führen?“

Tesmer war aufgestanden und ging einige Male mit hastigen Schritten im Zimmer auf und ab.

„Also schon so weit ist's gekommen! Um einer solchen Lappalie willen machst Du mir Vornurze? Ist das Deine Liebe, die Du mir so oft betheuert hast?“

Ein anhaltendes Schluchzen verhinderte sie am Weiterreden.

Tesmer blieb dicht vor ihr stehen und erfaßte ihre Hand, die er mit leidenschaftlichen Küssen bedeckte. „Sei nicht kindisch, Lucie! Du weißt, daß ich Dich anbede, daß ich Dich wahnsinnig liebe, aber es muß alles eine Grenze haben.“

„Laß mich!“ versetzte Lucie, ihre Hand zurückziehend und ihren Thränen freien Lauf lassend. „O, ich unglückliches Geschöpf, wie thöricht war es doch, Deinen Versprechungen Gehör zu schenken! Kein Opfer soll mir zu groß sein, betheuertest Du, und heute gebärdest Du Dich dieser lumpigen zweitausend Mark wegen, als ob Du meiner bereits vollkommen überdrüssig wärest. O, ich Unglückliche, ich Unglückliche!“

Lucie versiel fast in einen Weikrampf.

Thal und Hedwig, die jedes Wort des Gesprächs gehört hatten und durch die Ritze der Thür, hinter der sie standen, jeden Vorgang im Pavillon übersehen konnten, waren starr vor Staunen. Dreimal hatte Thal den Versuch gemacht, sich von der Stelle zu bewegen, aber Hedwig, die ihn angsterfüllt umklammert hielt und seine Absicht ahnte, hielt ihn mit aller Kraft zurück. Allmählig gewann auch bei Thal die ruhige Ueberlegung die Oberhand. Was konnte er unter den gegenwärtigen Umständen auch thun. Seine Ehre rächen? Er, der denselben verbotenen Weg ging wie seine Frau? Vor allem hielt ihn die Rücksicht auf die Geliebte zurück. Durfte er sie derartig bloßstellen? War es nicht eine gerechte Ironie des Zufalls, daß er unter solchen Umständen diese herbe Zurechtweisung erhielt?

„Nun laß endlich das Weinen, meine liebe gute Lucie!“ bat Tesmer, indem er sich ebenfalls auf den Divan setzte und ihre beiden Hände ergriff. „Es handelt sich ja nicht um die 2000 M.; Du sollst sie noch morgen haben und 1000 extra dazu; allein vergiß nicht, wie viel ich in den letzten paar Monaten für Dich ausgegeben habe. Ein ganz anständiges Vermögen macht das aus. 40 000 Mark für die Villa, die ich Euch habe bauen und einrichten lassen; 10 000 Mark als Nothpennig für Dich; 20 000 für Brillanten, Wäsche, Tücher, Pelze aus Paris und so weiter, und so weiter. Dein Mann bezieht ein Gehalt wie kein zweiter Zuckerfabrik-Direktor in Deutschland. . . . Sind das keine Beweise, daß ich nicht silzig und knauerig bin, daß ich Dich liebe, süßes Kind, liebe, wie nur ein alter Narr lieben kann? Es ist auch viel weniger das Geld, um das ich mir Sorge mache, als der Umstand, daß ich fürchte, Du könntest durch diesen übertriebenen Luxus den Verdacht Deines Mannes erregen. Also sei vorsichtig!“

„Den Verdacht meines Mannes!“ rief Lucie, deren Thränen sofort verstiegt waren, als ihr Tesmer für morgen die 3000 Mark in Aussicht gestellt hatte, mit einem verächtlichen Lachen. „Sei unbesorgt, der ist blind in allem, was mich betrifft. Der . . .“

„Wenn man eine so angenehme Existenz führt wie er, braucht man am Ende auch nicht zu sehen, was man nicht sehen will,“ fiel ihr Tesmer ins Wort.

Er hatte den Satz kaum beendet, als ihn ein polterndes Geräusch vom Glashause her erschrocken ausblicken ließ. Sein höhnisches Lächeln erstarb, als er auf der Schwelle der Thür plötzlich die Gestalt Thal's erscheinen sah, dem eine Frau — zu seinem maßlosen Erstaunen erkannte er in dieser seine Tochter — folgte.

Lucie schlug mit einem Schrei beide Hände vor ihr Gesicht und wich in den äußersten Winkel der Pavillons zurück.

Thal hatte hinter der Thür mit immer wachsenderem Erstaunen die Fortsetzung der Unterhaltung angehört. Wie Keulenschläge trafen ihn Tesmer's Worte. Mit einem letzten Neit von Besinnung hielt er indessen an sich, bis jener seine zynische Verdächtigung aussprach. Mit einem Ruck hatte er sich von der Umschlingung der Geliebten befreit; außer sich vor Wuth stürzte er nach dem Zimmer.

„Glender!“ schrie Thal mit leichenblassem Gesicht, einen drohenden Blick auf Tesmer werfend, der immer noch wie gelähmt auf derselben Stelle stand.

„Glender!“ wiederholte Thal, indem er seine Blicke suchend im Zimmer umherzweifeln ließ. Plötzlich gewahrte

er einen eisernen Gartenstuhl, den er im Sprunge erfaßte und emporhob, um ihn auf Tesmer niederzusenken zu lassen.

Ehe er jedoch sein Vorhaben ausführen konnte, stand Hedwig vor ihrem Vater, der zu Tode erschrocken einige Schritte zurückgewichen war.

„Robert, es ist mein Vater!“

Wenn Thal dem Kommerzienrath den Schädel zerschmettert hätte, würde dies kaum einen größeren Eindruck auf Frau Lucie gemacht haben, als dieser Ausruf.

Sie sowohl als Tesmer hatten bis dahin geglaubt, daß Thal ihr Rendezvous als rächender Gatte belauscht habe und sich Hedwigs als Zengin bediene. Kaum aber hatte diese den Doktor mit seinem Vornamen angeredet, als Lucie die Situation sofort richtig erfaßte.

Tesmer stand noch immer wie erstarrt hinter seiner Tochter, und erst als Thal den Stuhl sinken ließ und bei Seite warf, schien auch in ihn das Leben zurückzukehren.

„Robert nennt sie ihn!“ lachte Lucie gellend auf. Das wird ja heiter!“

Das brachte auch Tesmer vollends zu Besinnung. Einige Sekunden später hatte er seine ganze Fassung wiedergewonnen und schante mit seinem impertinentesten Lächeln bald auf Thal, der verlegen vor sich hinstarrte, bald auf Hedwig, die beide Hände vor das Gesicht hielt, und bald wieder auf die schöne Geliebte, die mit einer triumphirenden Miene auf ihn trat.

„Also sie sind die Ueberraschten,“ rief sie, „nicht wir! Und darum beinahe Mord und Todtschlag! Zum Todtlachen ist es! Die schönste Komödie! Dieser Mustergatte gestört im traulichen tête à tête mit seiner . . .“

„Schweig, Dirne!“ fiel ihr Thal ins Wort, „keine Beleidigung dieses reinen . . .“

„Büchtigen Unschuldsengel, der im einsamen, lichtlosen Kämmerlein den armen, betrogenen Ehemann tröstet!“ warf Lucie höhniisch dazwischen.

(Fortsetzung folgt.)

Tandagitation im Riesengebirge.

Ein Sonntag-Morgen im Hochsommer! Es ist früh um drei Uhr, der Himmel hängt schwarz wie eine schmutzige Wagenplane über den stillen Straßen des Fabrikstädtchens L. Die ganze Nacht hat es geregnet und immer noch rieselt es in feinen Fäden vom Himmel. Die Laternen werfen zitternde Lichtreflexe in die Pfützen der Straßen.

Da plötzlich klammert es in den beiden Fenstern der Parterrewohnung einer Miethskaserne auf, eine Lampe wird angezündet, ein Schlüssel dreht sich kirschend im Haustürschloß und heraus vor die Thür tritt eine Gestalt, späht nach dem Himmel, hält die Hand wogerecht vor sich hin, und verschwindet wieder im Innern des Hauses. Folgen wir ihr.

Eine freundliche, sauber gehaltene Stube, allerdings nur mit den nöthigsten Möbeln ausgestattet, aber traulich und anheimelnd. An der einen Wand hängt die „Göttin der Freiheit“, daneben ein Stahlstich, Ferdinand Lassalle darstellend und einige Landschaften. Zwei Betten längs der einen Wand, in einem derselben liegt eine noch junge blonde Frau mit einem Mädchen von ungefähr acht Jahren. Die Hüge der Frau sind hübsch, aber abgehärtet, Roth und Entbehrung haben ihre Runen hineingezeichnet. Im andern Bett schlummert ein hübscher Junge von 10—11 Jahren. Der Inhaber dieser Wohnung, ein hoch gebauter Dreißiger mit scharf geschnittenen Zügen, hantiert leise, um seine schlafende Familie nicht zu wecken, an einem Spirituskocher herum, auf welchem ein kleiner blauer Topf mit „Rotta“, welcher die Levante jedenfalls nicht gesehen, steht. Während der braune Trank sich singend erwärmt, wirft sich der Mann in seinen Sonntagsgaun. Von Zeit zu Zeit geht er vor die Thür und späht hinaus, denn draußen stehen sich die ersten Zeichen des kommenden Tages in der dunklen Straßen. Es hat aufgehört zu regnen, und der Himmel nimmt eine lichtere Farbe an, im Osten färbt schon ein rosiges Schimmer die Spitzen der nahen Berge.

Plötzlich klopf es ans Fenster, und bald darauf treten zwei junge Männer mit hübschen ausdrucksvollen Gesichtern in die Stube.

„Guten Morgen!“

„Guten Morgen!“

„Sonst noch niemand da?“

„Nein!“

„Na, die werden schon kommen.“

Und wieder, und wieder klopf es, und die kleine Stube füllt sich mit Männern. Schwierige Hände legen sich zum Gruße ineinander. Die junge Frau hat die Decke über die Schultern heraufgezogen, sie stellt sich schlafend, blinzelt aber unter den Lidern hervor auf das Thun der Männer, von welchen jetzt ungefähr fünfzehn beisammen sind.

„Wollen wir aufbrechen?“ „Jawohl!“ tönt es zurück und alle erheben sich. Der Inhaber der Wohnung öffnet die Kommode, und ein Haufen Pakete kommt zum Vorschein, von welchen jeder der

Männer eins erhält und unter den Arm schiebt. Und nun geht es nach kurzem Abschied hinaus in den regenfrischen, duftenden Sommermorgen. Der Himmel hat sich aufgeklärt, es verspricht ein schöner Tag zu werden. Ringsum liegt noch alles vom tiefen bleiernen Schlaf umfungen, denn es sind alles Arbeiter, welche hier draußen wohnen, und welche heute keine gellende Dampfspeise aus der Küche hört. Draußen vor der Stadt wird noch einmal Halt gemacht. Eine kurze Auseinandersetzung und ein Trupp von fünf Mann löst sich vom Haupttrupp los und marschirt unter fröhlichen Scherzen von dannen.

Lieber Leser, schon längst hast Du wohl errathen, wen Du vor Dir hast! Es sind Genossen, welche eine Agitationstour mit Flugblättern in die stillen Weberdörferchen des Riesengebirges unternehmen. Der kleinere Trupp hat einen Marsch von drei vollen Stunden vor sich, ehe er den äußersten Flügel der heute in Angriff zu nehmenden, in tiefe Schluchten und Thalmulden eingebetteten Dörferchen erreicht. Noch einmal theilt sich der Haupttrupp, wieder lösen sich fünf Mann von ihm, welche einige seitwärts liegende Ortschaften „belegen“ sollen. Die noch Uebbriggebliebenen marschiren langsam ihrem Ziele entgegen, denn erst Punkt sieben Uhr wird der Angriff auf der ganzen Linie eröffnet.

Und nun geht sie los, die stille, rastlose Arbeit der Pioniere des Sozialismus. Die Sonne steigt höher und höher, sie wirft glühende Strahlen auf die dampfende Erde, doch nichts hält unsere Braven auf. Von Haus zu Haus, von Stube zu Stube eilen sie, die Samenkörner auszusäen, aus welchen einst die Frucht des reinsten Menschenglücks erstehen soll. Und nicht so leicht ist ihre Arbeit! Mit Scheltworten und Drohungen werden sie gar oft empfangen, aber auch, und dies weit öfter, klingen ihnen freundliche Worte entgegen, werden sie gebeten, ein Weilchen zu bleiben, zu plaudern; aber das kann nicht sein, zuviel Arbeit harret ihrer noch, und mit demselben höflichen fremdlichen Wort, mit welchem sie den brutalen Geqner entwarfen, verabschieden sie sich von den ihnen freundlich-Gesunten.

Ach! Und wieviel Noth und Elend müssen Sie sehen! In Döchern, welche den stolzen Namen Wohnung wahrhaftig nicht verdienen, haufen die hart um ihr Leben ringenden armen Weber mit ihren Familien! Engbrüstige abgehärtete Männer und Frauen. Und die armen Kinder, wie sehen sie aus? Hohlwangig, Kropfhüls, mit blödem Gesichtsausdruck erinnern sie in nichts an die blühenden, frischen, fröhlichen Kindergesichter der sogenannten besseren Gesellschaft, und manch einer unserer braven Pioniere greift wohl in die Tasche und macht mit einigen Pennigen, denn er hat selbst nicht viel zu verschrenken, den armen Kleinen eine Freude.

Doch genug! Auch Euch, Ihr Kerntzen der Armen, muß die Sonne der Freiheit einmal scheinen, die Stunde schlagen, welche Euch die Erösung bringt. Und schwer, sehr schwer ist auch die Agitation in den vom lehten Hochwasser so schwer heimgesuchten Orten. Betrübte, niedergeschlagene Gesichter in jedem Hause. Da werden unsere Braven zu Freunden, Berathern, da gilt es zu trösten, darauf hinzuweisen, daß der Saatk, der jährlich hunderte von Millionen für Soldaten und Kriegsschiffe ausgiebt, auch die Pflicht habe, für seine Angehörigen bei solch' erschütternden Ereignissen in sauggiebigster Weise zu sorgen, und daß die öffentliche Wohlthätigkeit, so edel sie an sich ist, doch immer nur ein Almosen bleibt. Da dämmert es auf in den Köpfen, und man ahnt, was die Sozialdemokraten stud und was sie wollen.

Doch die Zeit fliegt, und weiter geht es ohne Unterlaß. Die Wärme steigert sich zur Hitze, in Schwweis gebadet unterziehen sich unsere Freunde der gestellten Aufgabe, bis endlich, die Sonne steht schon hoch im Mittag, der vorher bestimmte allgemeine Sammelpunkt erreicht ist. Schon sind die Andern eingetroffen, nun werden die mitgebrachten „Stullen“ ausgepackt und beim Glase Bier die Ergebnisse des Tages ausgetauscht. Eine kurze Rast nur, und wieder wird aufgebrochen. Auf der Landstraße werden Gieder formirt, und im Marschtempo, unter dem Gesange des schönsten aller Märsche:

Auf Sozialisten, schließt die Reihen,
Die Trommel ruft, die Banner weh'n,
Es gilt die Arbeit zu befreien,
Es gilt der Freiheit Auserles'n . . .

geht es der noch stundenweit abliegenden Stadt zu.

Endlich ist sie erreicht, noch ein kurzer Händedruck, und auseinander eilt die kleine Schaar, todmüde ein jeder, aber mit dem frohen Bewußtsein in der Brust, tren seine Pflicht gethan zu haben. Gustav B.

Kleines Feuilleton.

d. g. Ein Berliner Sittenbildchen aus den zwanziger Jahren findet sich unter der Bezeichnung „Wahre Anekdoten“ in Subit's „Gesellschaft“. Eine vornehme Dame hielt danach ihr vierzehnjähriges Tochter, die seit kurzem den Konfirmandenunterricht besuchte, eine Erzieherin. Eines Tages ließ diese ihr Taschentuch fallen und das Kind bückte sich, um es aufzunehmen. Jörnig fuhr die Mutter die Tochter an: „Wie kommst Du dazu, laß' das sein! Sagt Dir der Prediger, daß Du Deiner Mamfell aufwarten sollst? Wenn ich das wüßte, würde ich Dich nicht mehr zu ihm schicken.“ —

— Ein Feind des japanischen Theekrauchs. Man schreibt der „Frankf. Ztg.“ aus S hangai: Dem Theekrauch, der im allgemeinen wenig von Insekten zu leiden scheint, droht jetzt in

Japan eine große Gefahr. In den beiden Orten Uji und Kohata, die sehr viel Thee exportieren, hat nämlich eine Raupe in vergangenen Jahre nicht weniger als 400 000 Pfund Theeblätter vernichtet. Dieses Jahr hat das Zerstörungswort noch einen Monat früher begonnen, als beim ersten Erscheinen des Insekts. Alle Maßregeln dagegen nützen nichts. Von der Regierung in Tokio sind alsbald mehrere Sachverständige an Ort und Stelle geschickt worden, die nach und nach mehr als fünfhundert Kulis mit dem Einsammeln der Raupen beauftragt haben. Alles vergebens. Jede Motte legt im Durchschnitt mehr als zwölfhundert Eier, aus denen im günstigen Falle ebenso viele Raupen werden. Die Sache ist um so bedenklicher, als man gerade in diesen beiden Orten besonders gute Sorten Thee gewinnt. Die meisten dortigen Theesträucher sind der „Japan Mail“ zufolge mehr als dreihundert Jahre alt. Man sagt, nur Exemplare, die ein Alter von wenigstens hundert Jahren besitzen, liefern wirklich werthvollen Thee. Das böse Insekt ist also ein sehr schlimmer Uebelthäter, da erst die Enkel der jetzigen Generation die nöthig gewordenen Neupflanzungen ordentlich verwerten können. Japan führt jährlich etwa zwanzig Millionen Kilo Thee aus. Obwohl die chinesische Thee-Ausfuhr in den letzten Jahren zurückgegangen ist, so beträgt sie doch noch das Fünffache der japanischen, etwa hundert Millionen Kilo. Der japanische Thee ist in Europa nicht beliebt, wird dagegen viel in Amerika getrunken. Die besten Sorten Uji kosten an Ort und Stelle 10—15 M. das Pfund. —

Literarisches.

n. C. Viebig: „Heinlands Töchter.“ Roman. Berlin, 1897. F. Fontane u. Co. — Nelda Dallmer, die mitleidige Tochter eines Regierungsraths, hat sich in einen armen Lieutenant verliebt. Die gute, d. h. über einen großen Geldsack oder moralische Strampellosigkeit verfügende Gesellschaft der ansehnlichen Garnisonstadt empfindet eine wahre Genugthuung über dieses Pech. Diese Nelda ist stets eine von jenen in diesen Kreisen seltenen jungen Mädchen gewesen, die ihre körperlichen Reize nicht als Lockmittel für eheunerne Männer gebrauchen wollen, sondern inneren Werth und Charakter, Gemüth und ähnlichen Firtelanz als die beste Beigabe für einen jungen Hansjand betrachten. Dazu war sie ein schnippisches Ding, d. h. sie machte aus ihrer Verachtung gegen die allgemein geltenden Lebensgrundsätze ihrer Gesellschaftsschicht kein Hehl. Lieutenant von Namer erernte sich zwar persönlich des besten Rufes, aber sein Vater hatte ihm kein ganz blankes Wappenschild hinterlassen. Grund genug, den Sohn für gerandmarkt zu halten. Daß er unter dem Druck dieser heimlichen Achtung ängstlich zurückhaltend war, rechnete man ihm als ein weiteres Verbrechen an. Beide paßten also herrlich zu einander. Gab es wohl einen besseren Beweis dafür, daß arme Leute nicht ungestraft ihre eigenen Wege wandeln dürfen, als dieses widersinnige Verhältnis? Und dabei behag das würdige Paar trotz aller Spöttereien und Demüthigungen, die man ihm verstedterweise zu fühlen gab, noch die Unverschämtheit, sich wie glücklich zu gebenden. Freilich nur eine kurze Zeit lang, denn die Gesellschaftsmoral muß schließlich triumphiren. Von der Ausichtslosigkeit des Verhältnisses überzeugt, brach Lieutenant von Namer es pöthlich ab.

Damit sind wir auf der 182. Seite des 563 Seiten starken Buches angelangt. Was nun folgt, knüpft an das Vorhergehende nur sehr lose an. Auf der 544. Seite taucht Lieutenant von Namer noch einmal flüchtig auf und wird nach einigem Schwollen wieder in Gnaden aufgenommen. Nelda hat inzwischen mancherlei erlebt und erfahren, was mit der ursprünglichen Richtung des Romans nur in sehr lockerem Zusammenhange steht, von der Verfasserin aber mit um so größerer Breite geschildert wird. Nelda verhindert ein Duell, reist zu ihrem Onkel, dem Bürgermeister eines Eseldorfes, wo sie einen jungen Landwirth kennen lernt, den sie wahrscheinlich auch geheiratet hätte, wenn nicht eine alte Jungfer aus ihrer Heimath im entscheidenden Augenblicke und schließlich noch am selben Tage der Tod ihres Vaters dazwischen gekommen wären. So aber zieht Nelda mit ihrer Mutter nach Berlin, erhält einen Streipapa und reist wieder zu ihrem Onkel. Nebenher, allerdings auf fast 200 Seiten, erfahren wir die Geschichte einer unglücklichen Ehe, in der Nelda eine Rolle als Friedensstifterin spielt.

Die Verfasserin hat den Faden ihrer Erzählung mehrmals verloren und erst am Schlusse des Buches wiedergefunden. An stelle einer klar durchgeführten Handlung ist auf diese Weise eine ganze Sammlung selbständiger Novellen, Skizzen und Genrebilder entstanden, die ganz äußerlich um die Hauptperson, Nelda Dallmer, gruppiert sind. Die Zeichnung der Bilder, namentlich der einen sehr breiten Raum einnehmenden landschaftlichen, ist zum weitest größten Theile eine geschickte. Auch in psychologischer Hinsicht ist das Buch nicht ohne Reiz, obwohl auch hier das fortwährende Auftauchen nebenlächtlicher Personen, die alle mit gleicher Wichtigkeit wie die im Mittelpunkt des Interesses stehenden behandelt werden, mehr zur Breite als Tiefe der Charakteristik geführt hat. —

Musik.

—er— Alexanderplatz-Theater. Die spekulative Humanität des Direktors Samst hat dem odacklosen Personal des Kapellmeisters Federmann gaisfreundlich und geschäftskundig die Thore des Alexanderplatz-Theaters zur Aufführung jener Operette geöffnet, welche den Eröffnungsgang des neuen Bühnenleiters im Belle-Alliance-Theater hätte bilden sollen. „Metella“ — dies der Name des neuen Vaudeville's —

spielt in dem burlesken Alterthum, das durch Offenbach's „Helena“ parodistischer Typus geworden ist. Ein alter, energischer Nährungszugänglicher Konful, seine junge, von der bekannten süßen Hand des „Verhängnisses“ schwer bedrängte Gemahlin Metella und ein ebenso junger warmblütiger Feldhauptmann — mit der Meinung dieser drei Personen haben wir auch den Inhalt des Librettos gegeben. Vielleicht hat das französische Original der Herren Ferrier und Clairville frivol durchsichtigeren Witz und pikantere Grazie als die deutsche Wiebergabe, welche selbst die harmloseste Dreifigkeit des Ausdrucks dem schamhaften Erdröthen einer allzujufränklich empfindenden Zensur geopfert zu haben schien. Das ganze war in jene farblose Sphäre der Pensionsanfandigkeit getaucht, welche der Grenzachbar der Langeweile ist. Die Musik des Herrn Serpette besücht durch die traditionelle Eleganz französischer Orchester-technik und muster-giltiger Stimmführung, besitzt mehr Reiz der Harmonik und Rhythmi als Originalität melodioser Erfindung, enthält jedoch ein Liebesduett, dessen berechtigte Zuignit auf einen Meister im kleinen und zarten Genre hinweist. Für die Aufführung der Operette, an welche sich noch vor wenigen Wochen so viele glückliche Hoffnungen geknüpft, war immerhin noch ein guter Rest von Arbeitsfleiß und Spielkunst übrig geblieben. Fr. Büting's (Metella) Stimme und Erscheinung hat die nöthige gesunde Fülle einer Operettenprimadonna, welche nur parodistischer Schlaglichter auftragen sollte; Herr Bauserer ist ein Tenor amoroso von flotter Laune, und Herr Koswiz (Konful) ein Komiker, der für heitere Wirkungen keine Gewaltthaten anwendet. Chor und Orchester lösten mit löblichem Streben ihre Aufgaben. —

Aus dem Alterthum.

— Ein interessanter Fund ist auf der Chalkidischen Halbinsel beim Ort Polyghros gemacht worden. Beim Ausschichten von Zelten entdeckten Mediz-Soldaten nicht weit vom Meeresstrande ein Grab von zwei Meter Länge. In demselben wurden sechs Statuetten, ferner eine Anzahl Werthsachen vorgefunden, darunter ein Ring mit einem kostbaren hafenlühgroßen Stein, welcher gravirt ist, ein Halsband aus Gold mit Edelsteinen, Ohrgehänge etc. Man glaubt, daß man sich auf der Stelle einer zerstörten Stadt befindet. —

Volkskunde.

— Einige Beispiele des Volks-Aberglaubens aus Ober-Loggenburg theilt die „N. Zür. Ztg.“ mit: 1. Wenn man im Storpion die Haare beschneidet, so erhält man keine Zahnschmerzen. 2. Beschneidet man die Haare im Widder, so bekommt man krauses Haar. 3. Verschluckt die Mutter den ersten Zahn ihres Kindes, so bekommt es keine Zahnschmerzen mehr. 4. Mittwoch und Freitag sind verworrene Tage. 5. Wenn ein Mensch ein siebenblättriges Kleeblatt mit zur Kirche nimmt, so sieht er alle Regen in der Kirche. 6. Schaut man am Tage des Andreas zur zwölften Stunde ins Wasser, so sieht man, wer in uns verliebt ist. 7. Wird ein Kind im Hugo geboren, so wird es nicht alt. 8. Seitdem der Pollsanz geirant wird, herrscht die Kartoffelkrankheit. 9. Wird ein Kind im Wassermann geboren, so muß es im Wasser unkommen. 10. Bsproyt man am Charfreitag Bäume, so wachsen sie stärker. 11. Trifft einen Menschen ein Unglück, so folgen ihm drei nacheinander. 12. Wenn man im Storpion heuet, so frist das Vieh das Heu nicht. 13. Scheint an Lichtmes die Sonne, so kommt der Frühling sieben Wochen später. 14. Wenn es am Palmsonntag schneit, so schneit es den ganzen Sommer. 15. Schneidet man die Fingernägel am Freitag ab, so bekommt man keine Zahnschmerzen mehr. 16. Wenn man mit einem Messer in die Milch sährt, so schadet dies dem Vieh. 17. Wenn eine Gister vors Haus kommt und krächzt, so stirbt jemand aus dem Hans. 18. Ist am Neujahrsmorgen der Himmel roth, so giebt es viele Feuersbrünste. 19. Zerflört man den Nothflehchen die Nest, so geben die Kühe rothe Milch. 20. Reinigt man am Charfreitag die Zimmer, so bleibt man den ganzen Sommer vom Ungeziefer befreit. 21. Der Föhn entleht manchmal, wenn sich jemand entleht hat. 22. Bekommt man von jemand einen Zweig eines Blumenstodes und dankt dafür, so wächst er nicht. 23. Die Mäuse gehen punkt zwölf Uhr in die Falle. —

Aus dem Thierleben.

— Schwalben und Spinnen. Der „Köln. Volks-Ztg.“ wird unterm 1. Oktober vom Main geschrieben: Die Schwalben, welche gewöhnlich um Maria-Geburt fortstiegen, sind in diesem Jahre bis in die letzten Tage des September wenigstens in unserer Gegend bei uns geblieben. Noch am 30. September beobachtete ich einen viele Hunderte zählenden Schwarm, wie er während des ganzen Tages zusammenblieb und fortwährend neue Schwalben um sich versammelte. Heute ist der Schwarm verschwunden, hat also erst in der letzten Nacht sich auf die Reise gemacht. Ob die Vögel das auf die trostlose Regenzeit folgende prächtige Heiserwetter voraussehen oder ob man vielleicht noch auf eine Reihe von schönen Tagen und einen späten Winter hoffen darf? Daß die Thiere überhaupt die besten Wetterpropheten sind, konnte man auch bei dem unlängst eingetretenen Witterungswechsel beobachten. Während man durch die ganze Regenzeit hindurch trotz der herblichen Zeit keine eigentlichen Spinnengewebe im Freien wahrnahm, waren an dem Tage des Wechsels überall im Freien frühmorgens frisch gesponnene Spinnennetze ausge-spannt. Obschon es vier Wochen fast stets geregnet hatte und auch an dem betreffenden Morgen bei warmer Temperatur der Himmel völlig bewölkt

war, so daß man wiederum Regen besürchten mußte, gaben die Spinnweben im Freien dem Beobachter volle Gewißheit, daß es den ganzen Tag über halte. Denn die Spinne baut nur dann ihre Netze im Freien, wenn sie weiß, daß sie Fliegen und Schnaken fangen kann. Diese fliegen aber nur bei trockenem, sonnigen Wetter während des Tages auf. —

Aus dem Gebiete der Chemie.

10. Ein neues Verfahren zur Herstellung künstlicher Diamanten hat, wie in den Sitzungsberichten der römischen Academia dei Lincei mitgeteilt wird, der Italiener Dr. Quirino Majorana entdeckt. Dasselbe besteht in folgendem: Man erhitzt ein Stück Kohle im elektrischen Bogen und übt dann auf dasselbe einen sehr starken Druck aus vermittels eines Stempels, auf welchem durch Explosion ein plötzlicher Druck von 5000 Atmosphären erzeugt wird. Das Ganze muß in einem Zylinder mit genügend starken Wänden untergebracht sein, um diesen enormen Druck auszuhalten. Nach Beendigung dieser Maßnahmen findet sich in dem Apparate eine schwarze Masse, die zum größten Teile aus Graphit und amorpher Kohle besteht. Nach der Anwendung des von Berthelot angegebenen Verfahrens zur Aussonderung etwa vorhandener Diamanten fanden sich kleine mikroskopische Kristalle, meist schwarz und undurchsichtig, welche aber übrigens alle Eigenschaften der Diamanten besaßen, besonders bezüglich ihrer Verbrennung bei hoher Temperatur. Der Pariser Chemiker Moissan hatte bei seinem Verfahren zur Erzeugung künstlicher Diamanten noch eine metallische Lösung benützt, deren Gegenwart er für notwendig hielt. Durch die Entdeckung von Majorana ist nachgewiesen, daß hohe Wärme und hoher Druck allein dazu genügen, um amorphe Kohle in kristallinische Kohle bezw. in die Form des Diamants zu verwandeln. —

Technisches.

— Leuchtgas aus Sägespänen. In den Gaswerken von S. Walter in Desoronto (Ontario) wird nach einer Mitteilung der „N. Gr. u. Gr.“ Leuchtgas aus Sägespänen hergestellt, das dem aus Steinkohle an Güte nicht nachstehen soll. Als Rohmaterial werden gut getrocknete Späne von Lammholz benützt, welches pro Tonne 20—30 000 Kubikfuß Leuchtgas ergibt. Die bei der Holzgasfabrikation in Anwendung kommenden Retorten sind den gebräuchlichen Kohlengas-Retorten ähnlich, der Reinigungsprozeß ist jedoch ein anderer, da die Destillationsprodukte andere sind, als bei der Kohle. Schwefelwasserstoff und Ammoniak, welche bei der Kohlengas-Fabrikation so unangenehm sind, kommen hierbei fast gar nicht vor. Parziges Holz wird natürlich bei der Holzgas-Fabrikation dem anderen vorgezogen, da dasselbe nicht allein mehr vergasbares Material enthält, sondern auch Gas von besserer Leuchtkraft liefert. Das Trocknen, sowie das sonstige Zubereiten des Rohmaterials wird in der genannten Fabrik fast ganz mit Hilfe von Maschinen ausgeführt. In Gegenden, in denen Sägespäne billig zu haben sind, und die Abfallprodukte, wie Holzkohle, Holztheer, Holzessig u. s. w., einen guten Markt finden, dürfte die Holzgas-Fabrikation mit der Kohlengas-Fabrikation konkurrieren können. Die Retorten für die Holzgas-Erzeugung müssen möglichst große Flächen besitzen, um die entstehenden nicht leuchtenden Dämpfe in den oberen Theilen und glühenden Flächen zu zerlegen. Diese größeren Retorten können das Dreifache der Ladung aufnehmen; man versteht sie mit einem Generator, der aus mehrfach hin- und hergehenden, unter der Retorte liegenden eisernen Kanälen besteht, durch welche diese Dämpfe streichen und dabei die 50 bis 60 Fuß langen glühenden Wände durchpassieren müssen. Diese Kanäle des Generators werden dadurch hergestellt, daß man den Retorten einen doppelten Boden giebt und den Zwischenraum durch Scheidewände mehrfach theilt; die aus der Retorte entweichenden Dämpfe und Gase treten nun zunächst an dem einen Ende in diese Kanäle ein und durchziehen sie vollständig, bevor sie zur Abführung weitergehen. Bei diesem Durchgang wird ein großer Theil der kondensirbaren Theerdämpfe weiter gesetzt und in leuchtende Gase verwandelt. Das Holzgas braucht nur von seinem Kohlenstoffgehalte befreit zu werden; dies geschieht in Reinigungsflüssen mit trockenem, gelöschtem Kalk. Die Abflüßvorrichtungen müssen sehr umfangreich sein, da eine große Menge wässriger Produkte zu kühlen sind. Das Holz — Fichten- und Kiefernholz — muß gut getrocknet sein und wird, in höchstens arm-dicke Stücke gespalten und in Bünde gebunden, in die gleichen Retorten gebracht. —

Humoristisches.

— **Marterl-Sprüche.** An einem Bildstöck in St. Gilgen steht:

Hier ruht in Gott
Der verstorbene St. Gilgener Bot;
Sei ihm gnädig, o Herr!
So, wie er es auch war,
Wenn er war Gott
Und Du der St. Gilgener Bot.“

Am Berg Fiel:

Hier liegt Elias Gfähr
Gestorben im 60. Jahr.
Kaum hat er's Licht der Welt erblickt,
Hat ihn ein Wagenrad erdrückt.“

In Bayerzbrunn:

„Auf g'lieg'n, obi g'sahn,
Gnack brocha, hin g'wesen.
Herr schenk ihm die ewige Ruh.“
Amen!

In Gmund am Tegernsee:

„Vom Baum fiel hier der Josef Bräu
Und brach sich das Genick dabei,
Drum liegt seine arme Seel jetzt drunt
Im alten Kirchhof z' Gmund.“

An der Rixbichler Ach:

„Hier ruht die chrengeachtete und
tugendfame Jungfrau
Genovefa Voggenhuberin,
betrauert von ihrem einzigen Sohne.“

Vermischtes vom Tage.

— **Gute Verbindung.** Bei Storkow liegt das Gut Bugk, eine kleine halbe Stunde davon das Dorf Groß-Gichholz. Ein Brief von Bugk nach Groß-Gichholz aber hat folgenden Weg zu nehmen: ca. 8 Kilometer mit dem Briefboten von Bugk nach Storkow, 21 Kilometer per Post nach Fürsteneulde, 50 Kilometer per Bahn nach Berlin, 64 Kilometer per Bahn bis Halbe, 10 Kilometer per Post nach Münchhofe-Marx und 6 Kilometer mit dem Briefboten nach Groß-Gichholz, zusammen 159 Kilometer gleich rund 21 Meilen bei einer direkten Entfernung von etwa 2—3 Kilometern. Ein mittags dem Briefboten in Bugk übergebener Brief kommt daher erst am nächsten Mittag in Groß-Gichholz an. —

— Bei einer Gasexplosion in Köln wurden zwei Personen, die eine leicht, die andere schwer, verletzt. —

— In Odenkirchen bei M. Gladbach verbrannten auf einem Kartoffelfelde an einem Strohfleuer ein Kind und dessen Mutter, die das Kind retten wollte. —

— Auf der Strecke Erbenheim-Wiesbaden wurde unlängst ein Mann überfahren. Als man die betreffende Stelle absuchte, fand man mitten auf dem Geleis einen Menschen in schlafähnlichem Zustande liegen. Man rüttelte ihn auf und fand, daß er unverletzt war, aber einen Kanonenschuß hatte. Der Zug war über ihn hinweggegangen, ohne ihn zu berühren, und der Betrunkene hatte von dem Donnergetöse überhaupt nichts gehört. —

— Im Kohlenrevier zu Mons (Belgien) sind vier Arbeiter in einem Schachte durch austretenden Dampf verbrannt. Zwei derselben waren sofort todt, die anderen beiden sind lebensgefährlich verletzt. —

— Der Meliame-Phonograph ist jetzt das Neueste in Paris. Ein elegant gekleideter Herr tritt auf die Terrasse eines Cafés, stellt ein kleines schwarzes Kästchen auf den nächsten Tisch, befestigt ein Schallrohr daran, und nun geht's los: der Phonograph rezitiert das ganze Programm eines Ti-gel-Tangels und giebt zum Schluß noch ein Kuplet des neuesten Gassenbauers drauf. —

— Fünf Kilometer von Aosta (Italien) entfernt entgleiste am Montag die Lokomotive eines Personenzuges und stürzte mit dem Kohlentender und dem darauffolgenden Gepäckwagen in eine Schlucht hinab. Da die Kette, welche die Personenwagen mit dem vorausgehenden Zugtheil verband, riß, wurde größeres Unheil verhütet. Todt sind die Zugführer und ein Heizer; verletzt sind zehn Personen, darunter am Schwersten ein Schaffner und drei Reisende. —

— Die New-Yorker Zeitung „Sun“ berichtet: Der Augenarzt Dr. Studillo in Havana stellte mit einem dortigen Amfiosenempfiänger, der seit sechs Jahren nahezu völlig erblindet war, längere Versuche mit Röntgen-Strahlen an, welche einen überraschenden Erfolg hatten. Nach mehreren Wochen konnte der Blinde die einzelnen Theile des Apparats deutlich erkennen, und nach weiteren mehrwöchentlichen Versuchen sah er sämtliche Gegenstände des ärztlichen Beratungszimmers. —

— In einem kleinen Hotel zu New-York löbete eine 40jährige Frau sich und ihre vier Kinder durch Kohlengas. —

— Aus New-York wird gemeldet: Der Ingenieur Knight vom Schiffe des Nordpolfabrers Lieutenant Peary erzählt eine graunhafte Geschichte von Menschenjesserei, die sich im Lager Gretey's ereignet hat. Dort wurden die Reste eines nackten menschlichen Schenkels aufgefunden, dessen Fleisch von der Hüfte an abgeschnitten war. Das Fleisch hat jedenfalls zur Nahrung gedient. Lieutenant Peary stellt die Sache in Abrede. Ingenieur Knight erzählt, daß Lieutenant Peary alle Theilnehmer an seinem Zuge zu strengem Stillschweigen verpflichtet habe über alles Grausige, was sie etwa aus ihrem Zuge entdecken möchten. —

— Aus Winnipeg (Kanada) wird gemeldet: Nach den Berichten der Missionare sind eine Menge an der Hudsons-Bai wohnender Indianer dem Hunger und der Kälte erlegen. Die Indianer an der Hudsons-Bai werden aufgerieben werden, wenn nicht baldigst Hilfe eintrifft. —

— Der englische Reisende Henry Savage Landor, welcher den Beruch machte, Lhasa, die Hauptstadt Tibets, zu erreichen, wurde von den Eingeborenen gefangen genommen, auf dem Nichtplatz mit glühenden Eisen gemartert und gefoltert. Landor ist mit 22 Wunden bedeckt nach Indien zurückgekehrt. —